



Exklusive
Leseprobe

FELIX BONKE

**DIE
TOCHTER
DER PATIENTIN**



ROMAN



Felix Bonke, Jahrgang 1979, ist Facharzt für Innere Medizin. Sechs Monate seines Studium absolvierte er in Chile. Seit vielen Jahren ist er als Poetry Slammer, Lesebühnenautor und Literaturveranstalter aktiv. 2001 trat er erstmals auf dem größten, regelmäßig stattfindenden Poetry Slam Europas im Münchner Substanz auf. Bereits viermal nahm er als Vertreter Münchens an den deutschsprachigen Poetry Slam Meisterschaften teil. Felix Bonke lebt in München und in Flintsbach am Inn.

AUSZUG AUS KAPITEL VII:

DIE TOCHTER DER PATIENTIN

»Ist hier noch frei?«, sagte eine erkältete Stimme neben mir. Und als ich nicht sofort reagierte: »Wir bräuchten nur zwei Plätze.«

»Ihr könnt auch alle drei haben. Ich bin alleine hier.«

Der kleine, schwächliche Student mit Pudelmütze nahm neben mir Platz, seine Freundin, eine Wasser-und-Seife-Frau ohne jede Auffälligkeit in ihrer Physiognomie, setzte sich ihm gegenüber. Ich hatte das Gefühl, dass beide mir einen kurzen, mitleidigen Seitenblick zuwarfen.

Das Café war mittlerweile fast voll besetzt. Das Publikum bestand aus einigen wild durcheinanderplappernden Frauengruppen, zum Großteil aber aus jungen Pärchen, gerade dem gemeinsamen Bett entstiegen, das Nachglühen des geschlechtlichen Genusses noch auf den Gesichtern, demonstrativ in inniger Vertrautheit versunken.

Was hatte mich nur dazu bewogen, hierher zu kommen? War nicht der Sonntagsbrunch ein durch und durch widerwärtiges

Ritual? Dieses plakative Zurschaustellen von Beziehungseuphorie, dieses stundenlange Zeitverbummeln in zelebrierter Zweieinigkeit, dieses vulgäre Abfeiern eines Glücks, das ohnehin nur einen Wimpernschlag lang bestand, bevor man sich dann jäh voneinander löste, als hätte man sich nie gekannt.

Kaum zu glauben, dass ich mit Anna selbst über viele Jahre diesem ekelhaften Treiben gefrönt hatte.

Ich hätte auf Nacho hören sollen, der gestern mit wüster Perücke, einer Plastikkeule in der Hand und nur einem künstlichen Bärenfell bekleidet in meinem Zimmer aufgekreuzt war und mich zum Biedersteiner Fasching hatte überreden wollen. Er umwarb mich mit »Bier, Beats und Bräuten« und versprach mir, mich mit seinen unfehlbaren Kupplerdiensten ins Elysium zu katapultieren.

Ich lehnte ab, was Nacho vor Unverständnis beinahe hyperventilieren ließ. Doch mein Entschluss war unumstößlich. Was hätte ich denn auf dem Fasching auch anfangen sollen, diesem Tummelplatz der Dionysier und Extrovertierten? Meinesgleichen verbrachte derartige Festivitäten schüchtern in einer abgeschirmten Ecke, repetitiv an seinem Bier nuckelnd. Daran konnte auch Nacho mit all seiner hedonistischen Penetranz nichts ändern.

Ich zahlte und ließ eine angeknabberte Focaccia und einen halb vollen Milchkaffee zurück. Es waren nur wenige Meter bis zum Englischen Garten. Die eiskalte Luft schmerzte beim Einatmen

durch die Nase, und doch tat mir die Frische dieses trüben, dunstverhangenen Morgens gut. Ich lenkte meine Schritte ziellos weiter durch das undurchsichtige Grau, bis ich am Monopteros anlangte. Auch oben auf dem Hügel konnte man im dichten Gewölk des Nebels kaum etwas erkennen. Nur in Richtung Osten begann die weiße Wand sich zu lichten. Entlaubte Bäume kamen zum Vorschein, zwischen denen nach und nach immer mehr entlaubte Bäume durchschimmerten. Man währte sich am Beginn eines riesigen Waldes. Ein Unkundiger wäre nie darauf gekommen, dass nicht weit von hier die Isar vorbeiströmte und dahinter die Häuser Bogenhausens begannen. Frau Hoffmann, schoss es mir durch den Kopf. Sie wohnte in Bogenhausen, das hatte ich ihrer Akte entnommen. In der Thomas-Mann-Allee, die parallel zur Isar verlief und kaum zehn Gehminuten von hier entfernt lag. Ich holte tief Luft und blickte kurz unschlüssig nach rechts und links. Dann machte ich mich auf den Weg.

Ich passierte den Chinesischen Turm, überquerte die Isar auf der Max-Joseph-Brücke und bog links in die Thomas-Mann-Allee ein. Auf einmal musste ich abrupt innehalten. Was hatte ich eigentlich vor? Zu welchem Ziel trieb mich dieser plötzliche Anflug von Courage? Gewiss würde ich nicht an Frau Hoffmanns Tür klingeln und fragen, ob ich auf einen Kaffee hereinkommen könnte. Es wäre ja schon höchst befremdlich, wenn sie mich überhaupt in der Nähe ihrer Wohnung antreffen würde.

Dennoch ging ich weiter. Ich hielt mich zunächst auf einem Spazierweg, der an der Isar entlang verlief. Hier standen keine Häuser, nur ein schmaler, winterlich kahler Wald, der zum Fluss hin abfiel.

Ich hielt nach den Hausnummern Ausschau, konnte aber keine erkennen. Auch als ich die Straße gekreuzt hatte, wurde ich nicht fündig. Beinahe alle Häuser waren hermetisch abgeschirmt von dichten Zäunen und hohen Mauern und boten keinen Hinweis darauf, wer sie bewohnte.

Plötzlich hörte ich ein Geräusch. Reflexartig wandte ich mich um. Ein hünenhafter Mann mit grauem Pferdeschwanz stand im schwarzen Bademantel vor seinem geöffneten Gartentor, eine zusammengerollte Zeitung in der Hand und mich regungslos mit seinem Blick durchbohrend. Ich hob erschrocken die Hand. Der Mann reagierte nicht, musterte mich nochmals von oben bis unten, bevor er sich abwandte und das Tor krachend hinter sich zuzog.

War ich noch ganz richtig im Kopf, am grausten und trostlosesten aller Tage diesen abweisenden Ort aufzusuchen, um heimlich einer todgeweihten Frau und ihrer unglückseligen Tochter nachzustellen? Die Einsamkeit gebar seltsame Verhaltensmuster. Ich musste dem dringend entgegensteuern, sonst saß ich in ein paar Monaten verwahrlost und desozialisiert in meiner Wohnung und brachte meine Tage damit zu, Silberfischchen zu dressieren.

Ich machte kehrt und nahm Kurs auf die nächstgelegene Bushaltestelle. Nur rasch nach Hause und mich irgendwo in der narkotisierenden Zeitverbrennungsmaschinerie des Internets verlieren, um diesen Tag halbwegs zu überstehen. Gut hundert Meter vor der Montglasstraße vernahm ich vor mir ein Bellen. Der Atem stockte mir. Seit meiner Kindheit begleitete mich diese irrationale Angst vor Hunden. Gerade in einer Stadt wie München war das ein echtes Problem. Bei kleinen Hunden konnte ich mein Unwohlsein zwar meist gut überspielen, doch mit zunehmender Größe des Tieres wurde dies schwieriger.

Vor mir stand ein Pferd von einem Hund. Obwohl gut zwanzig Meter uns trennten, schien seine monströse Statur mein gesamtes Sichtfeld einzunehmen. Er bellte abermals, sein Blick war auf mich gerichtet. Es war, als könnte er meine Angst riechen.

Er hielt kurz inne, wiegte den Kopf und begann, sich zu nähern. Erst langsam, dann immer rascher. In völliger Schockstarre sah ich das Tier auf mich zurasen, die Augen weit geöffnet. Der Fluchtimpuls in mir kam erst, als es schon zu spät war. Ich setzte an zum Spurt meines Lebens und fühlte doch, dass es kein Entkommen gab. Ich kam nur zwei Schritte weit, dann stolperte ich über meine eigenen Füße und landete in der Böschung.

Sofort war der Hund bei mir, sein mächtiger Schädel tauchte auf mein Gesicht herab, die Kiefer öffneten sich. Mein schlimmster Albtraum wurde wahr. Ich fühlte die Zähne bereits in mein

Fleisch eindringen, da wurde es plötzlich still. Dicht neben meinem Ohr hörte ich ein Lechzen und Schnauben, gefolgt von einigen Schnüffellauten. Der Hund umrundete mich einmal, vermaß mich mit olfaktorischer Gründlichkeit und entfernte sich dann gelangweilt in gemächlichem Trab.

Mein Herz pumpte heftig gegen den feuchten Grund aus Gras und Gestrüpp. Mühsam versuchte ich, mich aufzurichten, als ich hinter meinem Rücken ein Kichern hörte. Ich drehte meinen Kopf, rutschte dabei aber mit der Hand ab und landete wieder auf dem Boden.

»Was hast du denn angestellt?«, fragte eine dunkle, weibliche Stimme hinter mir. »Gestern einen zu viel getrunken und hier eingeschlafen?«

»Wie bitte?« Ich wandte mich um, konnte aber kaum etwas sehen. Meine Kontaktlinse war verrutscht.

Sie lachte. »War nur Spaß. Hab gesehen, was passiert ist.«

»Ist das dein Hund?«, fragte ich, die Kontaktlinse wieder in Position bringend.

»Ja, Tuco. Ein ganz, ganz braver.«

»Von wegen brav! Ich glaube, du tickst nicht ganz richtig, diese Bestie frei herumlaufen zu lassen.«

»Bestie? Tuco? Quatsch. Dieser Hund hat das Aggressionspotenzial eines Meerschweinchens. Er bewegt sich nur manchmal ein bisschen zu hektisch.«

Ich kniff meine Augen zusammen. Die Kontaktlinse saß wieder,

doch das Fremdkörpergefühl war noch immer nicht verschwunden.

»Geht's dir gut? Oder soll ich einen Arzt rufen?«

»Nein«, sagte ich, »aber du könntest dich entschuldigen.«

»Wieso ich? Wenn, dann müsste der Hund sich entschuldigen. Aber der ist leider gerade mit einer wichtigen Angelegenheit in einem Erdloch beschäftigt. Ich kann ihm ja ausrichten, dass du sauer auf ihn bist. Vielleicht schreibt er dir dann eine Karte.«

Was bildete sich dieses freche Subjekt eigentlich ein? Meine Sicht war wieder klar. Nun konnte ich erstmals erkennen, mit wem ich es zu tun hatte. Der Schreck, der mir in die Glieder fuhr, war beinahe größer als der beim Anblick des Hundes.

Ihre Haare waren unter einer dicken, weißen Wollmütze verborgen, doch die riesigen dunklen Augen kamen mir sofort bekannt vor. Hätte es noch Zweifel gegeben, so hätten die Ballerinas an ihren Füßen sie zerstreut. Es waren die gleichen wie in der Klinik.

»Hallo? Hat's dir die Sprache geraubt?«

»Nein, äh, alles gut«, sagte ich, noch immer fassungslos, sie vor mir zu sehen, und nicht wenig befremdet über ihre ungewöhnlich tiefe Stimme. Und ihre Ausdrucksweise. Seit wann raubte es einem denn die Sprache?

Sie legte ihren Kopf schief und betrachtete mich nachdenklich.

»Weißt du was. Ich werd dir jetzt mal einen Kaffee ausgeben, dass dein Kreislauf wieder in Schwung kommt. Du stehst ja



völlig neben dir.«

Wir gingen einen Block weiter ins »Catwalk«. Ich bestellte einen Milchkaffee, sie einen doppelten Espresso und einen Pernod.

»Also?«, sagte sie, während sie sich eine Zigarette anzündete.

»Was also?«

»Ein Typ, der sonntagmorgens alleine in dieser Gegend abhängt und fremde Hunde provoziert. Was ist deine Story? Bist du ein Perverser oder so was?«

Sie lehnte sich zurück und ließ die Zigarette in ihrer Hand mit dem Daumen kreisen. Ein herausforderndes Lächeln lag auf ihren Lippen, ihre Augen musterten mich intensiv.

Es galt, irgendwie aus dieser Nummer rauszukommen. Zu verlieren hatte ich nichts. Nach dem erbärmlichen ersten Eindruck, den ich hinterlassen haben musste – bäuchlings auf dem Boden liegend wie eine gestrandete Robbe und zitternd vor einem Haustier – brauchte ich nicht zu erwarten, von ihr noch als Mann wahrgenommen zu werden. Ich konnte ihr daher erzählen, was ich wollte, solange meine wirkliche Identität nicht aufflog.

»Ich studiere Regie an der HFF und schaue mich gerade nach möglichen Locations für meinen Abschlussfilm um.«

»HFF?«

»Hochschule für Film und Fernsehen.«

»Okay. Und wie heißt dann dein Film? ›Der Killerhund vom Isarufer‹?«

»Nein. ›Die Frau, die zu viele Fragen stellte.«

Sie lachte. Erstaunt nahm ich meine Schlagfertigkeit zur Kenntnis. Es fühlte sich gut an, in die Rolle meines Mitbewohners zu schlüpfen.

»Wie heißt du eigentlich?«

Sie zögerte kurz.

»Melanie.«

»Nacho.«

Wir schüttelten einander die Hände. Ihre Haut fühlte sich weich und warm an.

»Du bist nicht von hier, was?«, fragte ich, die Vorabinformation ihrer Mutter nutzend.

»Woher willst du das wissen?«

»Profunde Menschenkenntnis eben.«

Sie blickte mich skeptisch an und nippte an ihrem Pernod.

»Hast recht. Ich bin von Hamburg.«

Von Hamburg?

»Und was machst du in München?«

»Wie? War's das jetzt schon wieder mit der Menschenkenntnis?«

»Okay, lass mich raten: Du bist Erotikdarstellerin und sollst im nächsten München-Tatort das Mordopfer bei der Sex-Szene doublen.«

»Haha, also doch ein Perverser – ich wusste es. Obwohl ... so weit bist du eigentlich gar nicht weg. Ich bin tatsächlich Schauspielerin und hatte gestern ein Casting hier. Allerdings nur für

eine Telenovela.«

Sie sah mich an, als könnte sie kein Wässerchen trüben. Dabei war es offensichtlich, dass sie log wie gedruckt.

»Ernsthaft? Schauspielerin? Witziger Zufall. Vielleicht können wir ja irgendwann mal zusammenarbeiten.«

»Ja, aber nur, wenn du ein richtig gutes Drehbuch hast.«

»Ich habe nur richtig gute Drehbücher. Frage ist eher, ob ich dir eine Rolle gebe.«

»Das wirst du schon tun, sonst hetze ich den Hund wieder auf dich.«

Wir mussten beide lachen. Ein sanfter Glanz lag auf ihrem makellosen Gesicht, die überirdisch schönen Augen funkelten hinreißend. Sie schien das Gespräch mit mir tatsächlich zu genießen. Wer hätte gedacht, dass ich einmal mit einer derart attraktiven Frau an einem Tisch sitzen und dabei noch nonchalant parlieren würde? Vielleicht war es der Adrenalinschub, den der Hund mir versetzt hatte, vielleicht das Nichts-zu-verlieren-Gefühl nach meinem peinlichen Straucheln. Sicher aber hatte es damit zu tun, dass ich Nacho verkörperte. Nacho konnte es einfach mit den Frauen.

»Dreh dich mal zur Seite«, sagte sie.

»Wieso?«

»Du hast ein Holz im Haar.«

»Wie, ein Holz?«

Sie beugte sich vor, legte beide Hände auf meinen Kopf und tas-

tete sich sanft durch meine Haare. Mein Atem stockte in einer sehr angenehmen Art.

»Hier.«

»Was ist das?«

»Ein kleines Holz, wie ich gesagt habe.«

»Ach, einen Zweig meinst du.« Er hatte sich wohl in der Böschung in meinen Haaren verfangen.

»Holz, Zweig, wie auch immer.«

Sie trank ihren Pernod aus und verschwand dann auf die Toilette.

Was hatte es nur mit ihrer Sprache auf sich? Mehr als einmal hatte sie sich einer äußerst seltsamen Wortwahl bedient. Außerdem redete sie ungewöhnlich melodios, ohne dass ich darin den typischen norddeutschen Singsang oder eine andere dialekttypische Intonation wiedererkennen konnte. Es wirkte fast so, als sei sie keine Muttersprachlerin, obgleich sie akzentfrei sprach.

Aus irgendeinem Grund wollte sie ihre Identität verschleiern. Sie hatte sich Melanie genannt, wie ihre Mutter. Mochte sein, dass sie tatsächlich ebenso hieß. Für viel wahrscheinlicher hielt ich aber, dass Melanie einfach der erste Name war, der ihr in den Sinn gekommen war. Auch dass sie als Schauspielerin auftrat, nachdem ich mich als Regisseur vorgestellt hatte, war eine geradezu provozierend einfallslöse Irreführung. Fast so, als wollte sie, dass ich ihr Spiel aufdeckte.

In was war ich hier hineingeraten? Und vor allem: Worauf

lief dieser nun doch offensichtliche Flirt hinaus? Würden wir gleich unter jeweils fremder Identität übereinander herfallen? Immerhin war Faschingswochenende, da war dies sicher kein Einzelfall in München. Aber was in aller Welt sollte sich daraus entwickeln? Trotz der erotischen Spannung, die in der Luft lag, war mir nicht wohl. Immerhin stand mit der Krankheit ihrer Mutter eine toderne Angelegenheit zwischen uns. Nur wenige Tage war es her, dass Blaschek den Tumor für inoperabel erklärt hatte. Ich konnte das nicht unter den Tisch fallen lassen, sollte sich tatsächlich eine Gelegenheit zur Intimität bieten.

Sie kam zurück, lächelnd und mit wippenden Hüften. Bevor sie sich setzte, streichelte sie den Hund, der – außerhalb meiner Reichweite – angebunden war und schlief. Dann zündete sie sich eine weitere Zigarette an.

»Hast du eigentlich vor Frauen auch so viel Angst wie vor Hunden?«

»Nein. Solange sie nicht bellen, im Affenzahn auf mich zurasen und mich dann sabbernd beschnüffeln.«

»Gut zu wissen. Bei mir zu Hause fürchten sich viele Männer vor mir. Auch ohne dass ich sie vollsabber.«

»Jetzt mal ehrlich: Wo kommst du eigentlich her?«

»Das sagte ich doch: Hamburg.« Sie verschränkte die Arme.

»Nein, das meine ich nicht. Vielleicht wohnst du jetzt in Hamburg. Aber ursprünglich. Wo bist du her? Wo lebt deine Familie?«

»Könnten wir bitte nicht über meine Familie sprechen?«, sagte

sie in gereiztem Ton.

»Wieso denn nicht? Ich würde doch nur gerne wissen, wo deine Eltern wohnen. Wenn man dich so reden hört, hat man nämlich nicht das Gefühl, dass du von echten Hamburgern abstammst.«

Sie blickte auf die Uhr. »Weißt du was? Ich habe ganz vergessen, dass mein Flieger in ein paar Stunden geht. Ich muss los, sonst wird es knapp.« Sie zog im Aufstehen an ihrer Zigarette und drückte sie aus. Dann nahm sie ihre Jacke und schlüpfte hinein.

»Warte! Was ist denn jetzt plötzlich mit dir los?«

»Nichts ist los«, sagte sie hektisch und missmutig, »ich muss halt einfach weg.«

»Okay, aber warte wenigstens noch einen Moment.« Ich nahm einen Bierdeckel und schrieb darauf meine Telefonnummer und meine E-Mail-Adresse. »Meld dich bei mir, wenn du mal wieder in München bist. Oder auch so mal. Vielleicht kann ich dich ja für einen Film brauchen.«

»Von mir aus. Aber so bald werde ich sicher nicht wieder herkommen, und eigentlich mache ich auch eher Theater als Film. Ciao!«

Sie knotete den Hund los und verließ das Lokal, ohne zu zahlen. Alleine blieb ich sitzen und blickte ihr durch das Fenster nach. Wie ließ sich dieser Auftritt erklären? War sie nur ein unglückliches Mädchen, das sich in eine falsche Identität flüchtete, um für ein paar Momente den Schein von heiler Welt zu erzeugen? Eine mäßig begabte Illusionskünstlerin, die sofort aus ihrer Fantasie-

welt gerissen wurde, wenn man ihre Mutter auch nur erwähnte?
Oder gab es da etwas Größeres, das sie zu verbergen suchte?

Mein Blick wanderte über die Tischplatte. Von der Espresso-Tasse über das leere Glas Pernod bis hin zu dem Aschenbecher. Das Muster ihres Verhaltens war kein unbekanntes. Ich hatte sie heute in den klassischen Aggregatzuständen erlebt. Erst das aufgesetzte Lächeln und später die Kratzbürstigkeit.


Bemaß man sie an dieser Fassade, würde man sie rasch abstem-peln als launisch, seltsam, arrogant. Doch ich kannte die Hintergründe, hatte sie im Dunkeln weinen gesehen, wusste von der tiefen Traurigkeit, die unter ihrer Oberfläche schlummerte. Ihr Maskenspiel war daher schnell verziehen als ein nachvoll-ziehbarer Schutzmechanismus. Umso intensiver aber war nach der heutigen Begegnung mein Wunsch, diese schöne verschlos-sene Frau eines Tages dazu zu bringen, sich mir mit all ihrem Unglück anzuvertrauen.

Ich nahm eine der beiden ausgerauchten Zigaretten in die Hand und betrachtete sie. Knapp oberhalb des Filters war ein Schriftzug aufgedruckt. Ich hielt den Stummel ins Licht und las »Belmont«.

Nein, diese Marke gab es nicht in Deutschland.

INHALT

Eigentlich hatte Niklas nicht vor, Arzt zu werden. Im harten Klinikalltag als Assistenzarzt droht er oft genug zu scheitern. Bis die Begegnung mit einer Patientin sein Leben verändert. Melanie Hoffmann leidet an einer unheilbaren Krankheit. Der junge Arzt und die Patientin fassen Vertrauen zueinander, für keinen der beiden eine uneigennützige Angelegenheit: Paulina, die Tochter der Patientin, gehört für Niklas zu den Frauen, die bisher außerhalb seiner Reichweite lagen. Für Melanie Hoffmann hingegen stellt Niklas einen letzten Versuch dar, das kaputte Verhältnis zu ihrer Tochter zu kitten. Denn Paulina wuchs ohne ihre Mutter in Chile auf. Und Melanie Hoffmann hütet ein dunkles Geheimnis aus der Zeit der chilenischen Diktatur. Je tiefer Niklas in die Familiengeschichte hineingezogen wird, desto mehr muss er sich entscheiden, zu welchem Menschen er selbst werden will.



»Schon immer hegte ich diese eigentümliche Faszination für Frauen, über denen ein Schatten von Unglück liegt. Frauen, denen das Leben übel mitgespielt hat, in denen etwas Dunkles arbeitet, etwas Schweres und Großes, und die dies zu verbergen suchen, ohne es gänzlich verhehlen zu können.«

Das Leben bietet dem jungen Assistenzarzt Niklas und Paulina, der Tochter einer todkranken Patientin von Niklas, alle Chancen. Doch dafür müssten die beiden jungen Menschen über sich hinauswachsen ... Ein Roman über Zufälle und Fügungen, Liebe und Tod.

**Erhältlich ab sofort bei Amazon
oder im lokalen Buchhandel**

Printausgabe: 978-3-95751-204-8

E-Book: 978-3-95751-209-3

